

›Erotomorphism‹

Zu Goethes Formverfahren in den *Wahlverwandtschaften*

›Anthropomorphism. Erotomorphism. Daß er alles, was auch vorgeht, in sinnlich-sittlich Gefühl auflöst und verwandelt.«<sup>1</sup> So lautet eine Notiz in den späten Aufzeichnungen Goethes, die die ›Ordnung der Dinge‹ als ein anthropozentrisches Naturgesetz darstellt. Und beim Lesen der *Wahlverwandtschaften* beschleicht einen das Gefühl, als hätte Goethe das Prinzip des ›Anthropomorphism‹ zum allgemeinen Programm erhoben. Als hätten Herders Vorstellungen eines Chemikers, der Hochzeiten und Trennungen veranstalte, in den Hauptfiguren des Romans ihre poetologische Entsprechung gefunden.

Als knapp gehaltener Aphorismus scheint die zitierte Notiz zunächst widersprüchlich, da in ihr eine konfliktreiche Spannung zwischen Sinn und Sinnlichkeit, Idee und Körperlichkeit, Vernunft und Eros angezeigt ist und damit zwischen Kultur und Natur, deren Relation es in Deutschland im 18. Jahrhundert im Kontext der Aufklärung neu zu verhandeln galt.

Ein ›Anthropomorphism‹, der alle Dinge in ein »sinnlich-sittlich Gefühl« zu verwandeln mag, verweist auf die Vorstellung einer anthropozentrischen Ausrichtung und Übertragung kulturell definierter Normen, Zeichen und Bilder, menschlicher Körperlichkeit und Sittlichkeit auf alle übrigen Erscheinungen der Welt. Letztlich liegt hier der Ansatz eines semiologischen Modells zu Grunde, das die Vielfalt der materiellen und sinnlichen Eigenschaften von Körpern und Dingen, ihre Ähnlichkeiten und Andersartigkeiten, ihre Oberflächen und Grenzen nach scheinbar gegebenen Gesetzmäßigkeiten strukturieren und definieren will.

Diese anthropozentrische Sichtweise der Natur ist uralter Herkunft, wie Jurgis Baltrušaitis in einem Essay zur Tierphysiognomik ausführt: »Aus ihr sind die Fabeln und Götter aller alten Zivilisationen entstanden und in den Systemen zur Erkenntnis der moralischen Natur der Lebewesen mittels ih-

---

<sup>1</sup> Johann Wolfgang von Goethe: Maximen und Reflexionen, in: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche, hg. von Hendrik Birus u.a., Bd. 13, hg. von Dorothea Kuhn, Frankfurt a.M.1987, S. 86, Spruch 1.582. Hier und im Folgenden wird mit der Sigle FA I, der jeweiligen Bandnummer und der Seitenzahl auf Goethes unterschiedliche Texte verwiesen.

rer physischen Erscheinung hat sie eine Rolle gespielt.«<sup>2</sup> Es ist der Ansatz, das Unförmige in eine Form zu bringen, eine anthropozentrische Formverwandlung der sinnlich-vielfältigen Natur.

So ist eine derartige anthropomorphe Methode auch in den Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert noch weit verbreitet, obwohl seit der Aufklärung ein Übergang zu einer an der Natur orientierten empirischen Wissenschaft stattfand, die deren möglichst detailgetreue Abbildung verlangte.<sup>3</sup> Dass sich die anthropomorphisierte Sichtweise im 18. Jahrhundert noch immer großer Beliebtheit erfreute, wird besonders in den Illustrationen von Tieren und Pflanzen in den jeweiligen Naturgeschichten deutlich: Tiere mit gedankenvollen Augen und mit einem menschlichen Ausdruck, erotisierte Pflanzen und Mollusken, trautes Ehe- und Familienleben in Flora und Fauna.<sup>4</sup> Aber nicht nur naturwissenschaftliche Illustrationen bedienen sich der anthropomorphen Darstellung, sondern auch in naturwissenschaftlichen Abhandlungen finden sich viele anthropomorphe Gleichnisse, die chemische oder biologische Zusammenhänge mit Hilfe von sozialen Strukturen zu erklären suchen. Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* von 1810 scheint diesem wissenschaftlichen Verfahren auf besondere Weise nachzugehen, indem er die anthropomorphe Übertragung der ›Wahlverwandtschaft‹ aus der chemischen Naturlehre aufgreift und versuchsweise auf die soziale Sphäre rückübertragen möchte. In seiner Anzeige im *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 4. September 1809 fasst Goethe das Programm seines Romans pointiert zusammen:

Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes näher heranzubringen, und so hat er auch wohl in einem

<sup>2</sup> Jurgis Baltrusaitis: Tierphysiognomik, in: Ders.: Imaginäre Realitäten. Fiktion als produktive Kraft, Köln 1984, S. 9–53, hier S. 9. Für neuere Auseinandersetzungen mit dem Anthropomorphismus siehe Lorraine Daston: Historische Überlegungen zum Anthropomorphismus und zur Objektivität in den Wissenschaften, in: Die Einheit der Wirklichkeit. Zum Wissenschaftsverständnis der Gegenwart, hg. von Bernd-Olaf Küppers, München 2000, S. 27–43.

<sup>3</sup> Vgl. Wolf Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, München 1976, S. 116.

<sup>4</sup> Vgl. dazu Jan Altmann: Gedankenvolle Blicke. Anthropomorphismen in der naturgeschichtlichen Illustration, in: Kunsttexte.de 4 (2006), S. 1–11.

sittlichen Falle eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen, um so mehr, als doch überall nur eine Natur ist.<sup>5</sup>

Dabei ist jedoch die Chemie nicht die einzige wissenschaftliche Disziplin, die Eingang in den Roman gefunden hat. Neben Magnetismus, Farbenlehre und Ökonomie ist es auch die bisher meist nicht beachtete Botanik, die im Roman verhandelt wird. Hier scheint jedoch Goethe nun seinerseits auf eine anthropomorphe Übertragung zurückzugreifen, die die Figuren als vegetabile Wesen erscheinen lässt; insbesondere Otilie, deren Gestaltung an philosophische und poetologische Topoi der Frau als Pflanze anknüpft. In diesem Fall gilt es, die Grundfrage des Romans, die eine Verknüpfung von Wissenschaft und Liebe nahelegt, nochmals neu aufzuwerfen. So möchte der Aufsatz die Frage nach den Attraktions- und Affinitätskräften in einem neuen Sinn stellen und einem ›Erotomorphismus‹ nachgehen, der eine primordiale Ordnung des Lebendigen darstellt.

#### 1. ›Wahlverwandtschaft‹ im wissenschaftlichen Diskurs der Zeit

Mehrfach wurde in der Forschung der Versuch unternommen, die chemische Formel der ›Wahlverwandtschaft‹ direkt auf das Handlungsgeschehen bzw. auf die Personenkonstellation in Goethes Roman zu übertragen und so das naturwissenschaftliche Modell gleichsam zum Programm des Romans zu erheben, das die natürlich-deterministischen Kräfte der *Verwandtschaft* mit der ethischen sittlichen *Wahl* des Menschen in Verbindung bringt.<sup>6</sup> Und bei erstmaligem Lesen erscheint einem die Anordnung des Ehepaares Eduard und Charlotte, das sich auf sein Landgut den Freund Eduards, den Hauptmann, und den Zögling Charlottes, Otilie, einlädt wie ein chemischer Versuch unter Laborbedingungen. Ein Experiment, das genau dem Diktum der ›magischen Anziehungskraft‹ der Wahlverwandtschaft unterliegt. Als nähmen die Hauptfiguren als chemische Formeln in ihren ständigen Anzie-

<sup>5</sup> Johann Wolfgang von Goethe: Anzeige im *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 4. September 1809, FA I, 8, S. 974.

<sup>6</sup> Vgl. Jeremy Adler: ›Eine fast magische Anziehungskraft‹. Goethes *Wahlverwandtschaften* und die Chemie seiner Zeit, München 1987; Beda Allemann: Zur Funktion der chemischen Gleichnisrede in Goethes *Wahlverwandtschaften*, in: Untersuchungen zur Literatur als Geschichte. Festschrift für Benno v. Wiese, hg. von Vincent J. Gunter u.a., Berlin 1973, S. 199–218.

hungen und Abstoßungen die anthropomorphen Metaphern der Naturwissenschaft ernst und wenden sie in ihre Ursprungssphäre zurück. Der Begriff der Wahlverwandtschaft wurde 1718 durch den französischen Chemiker Etienne F. Geoffroy Saint-Hilaire geprägt und in Torbern O. Bergmanns *De attractionibus electivis* von 1755 titelgebend. Er bezeichnet die wechselseitige Anziehung verschiedener Elemente, durch die bestehende Verbindungen aufgelöst und neue geknüpft werden. Mit ›Wahlverwandtschaft‹ oder ›Wahlanziehung‹, wie die zeitgenössischen deutschen Termini lauten, die den Bergmann'schen Begriff der *attractio electiva* übersetzen, wird an der Affinität der Aspekt der spezifischen wechselseitigen Anziehung betont, der erklärt, warum ein chemisches Element eher eine Verbindung mit einem bestimmten anderen als mit einem dritten eingeht. Die chemischen Elemente werden demnach so betrachtet, dass sie neben ihren affinen, verwandtschaftlichen Eigenschaften eine Vorzugswahl im Hinblick auf ihre Verbindungen trafen. Dieses Phänomen scheint in den Figurenkonstellationen des Romans zur Darstellung gebracht: So wie die Trennung zweier chemischer Elemente durch neu hinzutretende bewirkt wird, mit denen neue Verbindungen entstehen, so entzweien sich auch die Eheleute Charlotte und Eduard und streben neue Verbindungen mit dem Hauptmann und Ottilie an. Doch wurde in der Forschung schon mehrfach auf die Ambivalenz und Vielschichtigkeit der chemischen Gleichnisrede im vierten Kapitel des Romans hingewiesen. Romanintern verweist bereits die Aussage des Hauptmanns in diesem Kapitel darauf, dass hier nur eine veraltete wissenschaftliche Erklärung der ›Wahlverwandtschaft‹ herangezogen werden kann, die bereits über zehn Jahre zurückliegt. Goethe kannte demnach den chemischen Diskurs um die ›Wahlverwandtschaften‹ bis in die jüngste Zeit, der anstelle von qualitativen Eigenschaften das quantitativ messbare Zusammenwirken mehrerer variabler Faktoren betonte.<sup>7</sup> Die Begriffsverwirrung des vierten Kapitels macht daher auch auf die Gefahr aufmerksam, die natürliche und sittliche Ordnung blind gleichzusetzen, wie dies auch von der Figur Eduard selbst formuliert wird: »Es ist eine Gleichnisrede, die dich verführt und verwirrt hat [...] aber der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst, er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.«<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Vgl. dazu Gabriele Brandstetter (Hg.): Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes »Wahlverwandtschaften«, Freiburg i.Br. 2003.

<sup>8</sup> Goethe: Wahlverwandtschaften, FA I, 8, S. 300.

Eine einfache Rückübersetzung des chemisch anthropomorphen Gleichnisses auf einen sittlichen Fall als Übertragung mechanistisch-mathematischer Gesetzmäßigkeiten, im Sinne der veralteten Bergmann'schen Konzeption der Wahlverwandtschaften, auf die sittliche Sphäre kann demnach nicht Goethes Natur- und Sozialmodell entsprechen. Dennoch stellt sich nach wie vor die Frage nach der Plausibilität einer Verknüpfung von Naturwissenschaft und Liebe, die der Titel des Romans nahelegt, indem er sowohl auf ein naturwissenschaftliches Phänomen als auch auf menschliche Beziehungen verweist. Ich möchte daher an dieser Stelle einen anderen zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurs anführen, der ebenfalls die Methode anthropomorpher Übertragungen benutzt, um den vielschichtigen Implikationen der ›Wahlverwandtschaften‹ nachzugehen und um ihre Bedeutung für die vergleichende Betrachtung von natürlichen und sozialen Gesetzmäßigkeiten in Goethes Roman neu zu bedenken.

Die Gesetzmäßigkeiten der ›Wahlverwandtschaften‹ fanden nämlich nicht nur in der Chemie Anklang, sondern waren auch in der zeitgenössischen Botanik als epistemisches Konzept verbreitet.<sup>9</sup> Am Anfang solcher Überlegungen steht Johann Gottfried Herder, der das Konzept der ›Wahlverwandtschaft‹ nicht nur chemisch, sondern auch biologisch interpretiert. In seinen *Gesprächen über Gott* von 1787 stellt Herder einen Bezug der chemischen Metapher zu Vorgängen von Fortpflanzung und Vererbungslehre her:

Alles zieht sich an oder stößt zurück oder bleibt gleichgültig gegen einander und die Achse dieser wirkenden Kräfte geht zusammen durch alle Grade. Der Chymiker veranstaltet nichts als Hochzeiten und Trennungen; die Natur auf eine viel reichere und innigere Weise. Alles sucht und findet sich, was sich einander liebet und die Naturlehre selbst hat nicht umhin gekonnt eine Wahl-Anziehung bei den Verbindungen ihrer Körper anzunehmen.<sup>10</sup>

Herders als Kuppler dargestellter Chemiker, der gezielt Familienverhältnisse stiftet, nutzt in Wahrheit nur Vorgaben einer durch geheimnisvolle Gesetzmäßigkeiten strukturierten Natur. Der Botaniker Carl Friedrich Gärt-

<sup>9</sup> Vgl. hierzu Johannes Endres: Evolution und Erbe. Zur Problemgeschichte der ›Wahlverwandtschaften‹ bei Goethe und Darwin (Evolution and Legacy. ›Elective Affinities‹ in Goethe and Darwin), in: KulturPoetik 9 (2009), S. 45–66; sowie Cornelia Zumbuschs Vortrag vom 10.04.2014 im Kolloquium der Forschungsstelle *Naturbilder* in Hamburg: Die Metamorphosen der Otilie. Goethes *Wahlverwandtschaften* und die Botanik des 18. Jahrhunderts. (Der Artikel dazu ist in Vorbereitung.)

<sup>10</sup> Johann Gottfried Herder: *Gott. Einige Gespräche (1787/1800)*, in: Ders., Werke, Bd. II, hg. von Wolfgang Pross, München 1989, S. 228.

ner, später der wichtigste Gewährsmann für Darwins Auseinandersetzung mit Kreuzungen in der Botanik, übernimmt Herders noch unterschwellige Vorstellungen und bringt sie auf die Höhe des biologischen Denkens mit einer Theorie von Befruchtung und Zeugung bei Pflanzen, die er in seiner Schrift *Versuche und Beobachtungen über die Bastarderzeugung im Pflanzenreich* von 1849 entwickelt:

Die bisherige Untersuchung hat gezeigt, dass wir auch in der einzelnen Art kein äußerliches Merkmal der Fähigkeit zur Bastardbefruchtung haben auffinden können: sondern dass diese Fähigkeit auf inneren Verhältnissen der Art beruht. [...] In der vorhergehenden Untersuchung hat es sich gezeigt, dass in den weiblichen Organen der Unterlage zwar ein Hauptmoment der Fähigkeit zur Bastardbefruchtung zu suchen ist, dass aber auch der Pollen wesentlich dazu beiträgt; es ist daher anzunehmen, dass in den beiden materiellen Substraten der Geschlechter der Pflanzen und ihrer gegenseitigen Anziehung der Grund zur Fähigkeit der Bastardzeugung liegt. [...] indem es sich hierbei um eine rein vitale Thätigkeit handelt, welche wir mit keinem passenderem Wort als mit dem der Wahlverwandschaft zu bezeichnen wissen. Unter Wahlverwandschaft [...] verstehen wir demnach die grössere oder geringere Neigung verschiedener reiner Arten, sich durch Bastardbefruchtung zu einem neuen Produkt zu verbinden. [...] Die verschiedenen Grade der sexuellen Affinität treten aber in dem weiteren Verlauf der Entwicklung der Ovarien, ganz besonders aber in der grösseren oder geringeren Vollkommenheit der Früchte und Samen und vorzüglich in der geringeren oder grösseren Anzahl von guten keimungsfähigen Samen hervor.<sup>11</sup>

Je größer die ›Wahlverwandschaft‹ zwischen männlichen und weiblichen Sexualorganen, desto leichter und schneller ihre Verbindung und desto vollkommener die Früchte, die aus solchen Verbindungen entstehen. Auch Goethe schaltet sich mit seiner Schrift *Die Metamorphose der Pflanzen* von 1790 in den botanischen Diskurs der Zeit ein und versucht in seiner *Elegie der Metamorphose der Pflanzen* von 1789 seine wissenschaftlichen Analysen auch dichterisch zur Darstellung zu bringen. Goethe kannte die Vorläufer von Gärtner, die mittels der Bastardbefruchtung die Sexualität der Pflanzen bestätigt sahen und ihnen somit affine Tendenzen zusprachen.<sup>12</sup> So ist es nicht von ungefähr, dass auch die *Wahlverwandschaften* den botanischen Diskurs aufnehmen und den Übergang von Wissen zur Dichtung mitver-

<sup>11</sup> Carl Friedrich Gärtner: *Versuche und Beobachtungen über die Bastarderzeugung im Pflanzenreich*. Mit Hinweisen auf ähnliche Erscheinungen im Tierreiche, Stuttgart 1849, S. 188. Gärtner gibt dabei u.a. Joseph Kölreuter als Vorbild an, dessen Schriften Goethe kannte.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Karl Mägdefrau: *Geschichte der Botanik. Leben und Leistung großer Forscher*, Heidelberg 1992, S. 138.

handeln. Der ganze Roman erzählt auch ausführlich von gartenbaulichen Aktivitäten, die das Anwesen zu einem Landschaftsgarten englischen Stils umgestalten, sowie von der Züchtung und Pflege neuer Pflanzensorten und den Metamorphosen der Pflanze in ihren Zyklen des Blühens, Früchtetragens und Vergehens. Bereits der erste Satz des Romans eröffnet das ganze botanische Diskursfeld, das sich über den weiteren Roman erstrecken wird:

Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmittages zugebracht, um frisch erhaltene Pfropfreiser auf junge Stämme zu bringen.<sup>13</sup>

Schon hier wird das Programm des Romans *in nuce* umrissen: gleich einem anthropomorphen Formgebungsverfahren wird die Natur durch einen kulturellen Eingriff nach menschlichen Maßstäben geformt. Das kulturelle Wissen, das sich auf Experimente mit der Natur stützt, sucht dabei den Fragen nach den Gesetzmäßigkeiten des Lebens als sich reproduzierendes System nachzukommen. Schließlich dient die Verbindung und Vereinigung bzw. Aufpfropfung unterschiedlicher Baumarten der Veredlung und Verbesserung ihrer Früchte. Für den chemischen Diskurs über ›Wahlverwandtschaften‹ sind Fragen und Probleme von Zeugung und Vererbung ohne große Bedeutung, da der chemische Begriff der Verwandtschaft stets als Anziehungskraft zwischen Elementen und Stoffen aufgefasst wurde und demnach lediglich synchrone Beziehungen betrachtet und keine diachronen Dimensionen mitdenkt. Um 1800 wird der Diskurs der ›Wahlverwandtschaft‹ jedoch mit dem biologischen und kulturellen Konzept der Vererbung erstmals um eine historische Perspektive erweitert. Auch diese diachrone Dimension beachtet bereits der erste Satz des Romans, schließlich werden »frisch erhaltene Pfropfreiser« (d.h. alte) »auf junge Stämme« angebracht, womit sich wiederum die Frage nach der Vererbung von einer älteren auf eine junge Generation stellt.

Im weiteren Verlauf des Romans wird deutlich, dass Goethe besonders der Frage nach dem Prinzip des Lebendigen als Reproduktionsverfahren nachgeht und somit die Wissensfiguren von Wahlverwandtschaft und Vererbung verknüpft, so dass der tragische Ausgang der affinen Anziehungen nur unter einem biologischen Paradigma zu verstehen ist. Dabei gilt es auch den ›doppelten Ehebruch‹, als Kernstück des Romans, unter neuen Gesichtspunkten zu lesen, da ersichtlich wird, dass es nicht nur um die Verbindung und Auflösung der Paarkonfigurationen zu tun ist, sondern sich hier zentral

<sup>13</sup> Goethe: *Wahlverwandtschaften* (wie Anm. 8), S. 271.

die Frage nach Zeugung und Vererbung stellt:<sup>14</sup> inwieweit ein ›Erotomorphism‹ als Gesetzmäßigkeit der Anziehung aufgrund von geschlechtlicher Verbindung Neues erschafft. Hierfür inszeniert Goethe die Möglichkeit einer Formierung des biologischen Erbes von ›außen‹, das auf den Bedingungen der biologischen Wahlverwandtschaft zu basieren scheint:

Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen, Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander. Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Teil der Nacht unter allerlei Gesprächen und Scherzen zu, die um desto freier waren, als das Herz leider keinen Teil daran nahm. Aber als Eduard des anderen Morgens an dem Busen seiner Frau erwachte, schien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten [...].<sup>15</sup>

Nach dieser verhängnisvollen Nacht wird Charlotte schwanger und bringt einen Sohn zur Welt. Jedoch wird dieses Kind nicht das Band zwischen Eduard und Charlotte neu knüpfen, da es als ›Bastard‹ zur Welt gekommen ist und sowohl die Züge Ottiliens als auch des Hauptmannes aufweist: Jene zwei Personen, an die Eduard und Charlotte während des Zeugungsaktes dachten, wodurch »die Einbildungskraft ihr Recht über das Wirkliche« behauptete.<sup>16</sup> Liest man diese Stelle auf ihre biologischen Semantiken hin, kann die Verbindung, die »übers Kreuz gesprungen«<sup>17</sup> ist, als Ausgang eines Experiments der Hybridisierung und Veredlung gelesen werden, die in der prokreativen Bastardierung eine Neuschöpfung vollführt.

## II. Leben – (Er-)Zeugung – Vererbung

Die Frage nach den Gesetzmäßigkeiten des vegetabilen Lebens trifft dabei einen Nerv der Zeit, da es im 18. Jahrhundert die Frage zu klären gilt, wem ›Leben‹ überhaupt zukommt und wie die Form des Lebens in Erscheinung tritt, was also genau als ›lebendig‹ bezeichnet werden kann. Während Kant beispielsweise einen zoozentrischen Lebensbegriff vertritt, der lediglich Menschen und Tieren aufgrund ihrer Handlungsfähigkeit ein eigenständi-

<sup>14</sup> Vgl. hierzu Endres: *Evolution und Erbe* (wie Anm. 9), S. 60.

<sup>15</sup> Goethe: *Wahlverwandtschaften* (wie Anm. 8), S. 353.

<sup>16</sup> Ebd., S. 305.

<sup>17</sup> Ebd., S. 353.

ges Leben zuspricht und dies Pflanzen verwehrt,<sup>18</sup> wird gerade von Goethe ein umfassender Lebensbegriff vertreten. In den *Gesetzen der Pflanzenbildung* von 1788 etwa schreibt er: »Jedes der bekannten Dinge, die wir im weitesten Sinn lebendig nennen hat die Kraft seines gleichen hervorzubringen. Eben so kann man sagen, wir nennen lebendig, was vor unseren Sinnen die Kraft äußert seines gleichen hervorzubringen.«<sup>19</sup>

Und zwar fasste er dieses Reproduktionsvermögen als ein doppeltes auf: als ontogenetisches ›Wachstum‹ (bei der Pflanze wäre dies deren iterativer Entwicklungsmodus, also die sukzessive Musterwiederholung von Blättern, Blüten und Früchten), als auch als phylogenetische ›Zeugung‹. Damit wurde mit Blick auf das ›Leben der Gattung‹ die ›Fortpflanzung durch zwei Geschlechter‹ zum ausschlaggebenden Moment. Als ein System der Reproduktion rückte damit das Phänomen ›Leben‹ ins Zeichen der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung, der Sexualität. Zwei wissenschaftliche Voraussetzungen spielten dabei eine Rolle. Erstens die Ablösung der Präformationslehre durch die Epigenese, also die Ablösung der Vorstellung, wonach der gesamte Organismus bereits im Spermium bzw. Ei angelegt sei, durch die Vorstellung einer Entwicklungslehre. Letztere wird in Caspar Friedrich Wolffs *Theoria generationis* von 1759 und in Johann Friedrich Blumenbachs *Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte* von 1781 entwickelt, wodurch die Reproduktion als eine sexuelle Pro-creation, als eine Neuerzeugung gesehen wurde. Zweitens wurde mit der Entdeckung der Sexualität der Pflanzen die zweigeschlechtliche Fortpflanzung als eine Gemeinsamkeit von Menschen, Tieren und Pflanzen herausgestellt, wodurch bei Linné, Camerarius, Koelreuter, Goethe, Herder, Henschel und Gärtner

<sup>18</sup> Die Aussagen Kants über das ›Leben‹ von Tieren und Pflanzen sind etwas undurchsichtig. Im Gegensatz zum Leben des durch Vernunftideen bestimmten Menschen grenzt er das der sinnlich bedingten Tiere klar ab, wobei diesen im Gegensatz zur cartesianischen Automatenlehre dennoch eine Seele sowie eine selbständige Bewegung und Epigenesis zugesprochen wird. Vgl. Immanuel Kant: Reflexionen zur Metaphysik, in: Kant's gesammelte Schriften, hg. von der preußischen später deutschen und jetzt Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Abt. III: Handschriftlicher Nachlass, Bd. 17, S. 313, und Ders.: Reflexionen zur Anthropologie, in: Kant's gesammelte Schriften, Abt. III, Bd. 15, S. 957. Somit können Tiere als Organismen bestimmt werden, die ein ›Leben‹ haben. Im Fall der Pflanzen spricht Kant zwar manchmal davon, dass ihnen ein inneres Leben zukomme, aber es kann ihnen kein ›Leben‹ im Sinne von Bestimmungsgründen und Handlungen zugesprochen werden, weshalb sie lediglich Organismen ohne ›Leben‹ sind. Vgl. dazu Hans Werner Ingensiep: Probleme in Kants Biophilosophie. Zum Verhältnis von Transzendentalphilosophie, Teleologiemetaphysik und empirischer Bioontologie bei Kant, in: Kants Philosophie der Natur. Ihre Entwicklung im ›Opus postumum‹ und ihre Wirkung, hg. von Ernst-Otto Onnasch, Berlin 2009, S. 79–115.

<sup>19</sup> Goethe: Gesetze der Pflanzenbildung, FA I, 24, S. 99.

eine Zusammenführung der Bereiche von Zoologie und Botanik vorgenommen werden konnte.

Die Geschlechtlichkeit der Natur als zentrales Element ihrer Lebendigkeit wurde jedoch um 1800 heftig bestritten, da sich lange Zeit kein mikroskopischer Nachweis erbringen ließ. Goethe selbst stellt sich in seinen Heften zur *Morphologie* vor, dass es wohl »das herrlichste Schauspiel« für einen Naturfreund sei, den Moment der Fortpflanzung innerhalb der lebendigen Natur, in diesem Fall der Lepaden (der Entenmuscheln), unter dem Mikroskop zu erhaschen. Jedoch bleibt ihm dies, wie auch allen anderen Wissenschaftlern bis auf weiteres verwehrt,<sup>20</sup> weshalb er die Befruchtung der Pflanzen auch nur als eine »geistige« beschreiben kann: »[...] so sind wir nicht abgeneigt, die Verbindung der beiden Geschlechter eine geistige Anastomose zu nennen und glauben wenigstens einen Augenblick die Begriffe von Wachstum und Zeugung einander nähergerückt zu haben.«<sup>21</sup>

Die Anastomose, die in der Biologie generell eine Vereinigung von Gefäßen bedeutet, meint in diesem Fall die Vereinigung von Staubbeutel und Griffel, was einer Befruchtung der Pflanze entspricht. Goethe kann sie jedoch nur als »geistige« beschreiben, da ihm ein sinnlicher Nachweis fehlt. Dieser Nachweis der Bildung und Entwicklung der Natur bleibt eine markante Leerstelle in der Wissenschaft der Zeit, sowohl auf der Ebene der Wahrnehmung als auch auf Ebene der Bezeichnung, weshalb sie nur mittels anthropomorpher Übertragungen gefüllt werden konnte.

Als programmatisch für diese anthropomorphe wissenschaftliche Darstellung der Zeit kann die Schrift *L'Homme Plante* des französischen Philosophen Julien Offray de la Mettrie von 1748 gelten. La Mettrie bedient sich dabei nicht nur einem im europäischen Bildgedächtnis fest verankerten Mythos – der Verwandlung einer Frau in eine Pflanze, wie sie Ovid in seinen *Metamorphosen* erzählt –, sondern beruft sich auch auf wissenschaftliche Argumente seiner Zeit:

L'Homme est ici métamorphosé en Plante, mais ne croiez pas que ce soit une fiction dans le goût de celles d'Ovide. La seule Analogie du Règne Végétal, & du Règne Animal, m'a fait découvrir, dans l'un les principales Parties qui se trouvent dans l'autre. Si mon Imagination joue ici quelquefois, c'est, pour ainsi dire, sur la Table de la Vérité [...] Pour juger de l'analogie qui se trouve entre les deux principaux

<sup>20</sup> Der erste Nachweis erfolgte erst 1818 durch Christian Gottfried Ehrenberg bei Pilzen in seiner Promotion *Sybae mycologicae Berolinenses*. Vgl. dazu Rudolph Zaunick: Ehrenberg, Christian Gottfried, in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 349f.

<sup>21</sup> Goethe: Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, FA I, 24, S. 130/131.

Règles, il faut comparer les Parties des Plantes avec celles de l'Homme, & ce que je dis de l'Homme, l'appliquer aux Animaux.<sup>22</sup>

Die Analogie, die La Mettrie zwischen dem vegetabilen und dem menschlichen Reich feststellt, geht von einer Funktionsäquivalenz zwischen den morphologisch verschiedenen menschlichen und pflanzlichen Organen aus. Neben den Atmungsorganen und den unterschiedlichen Gefäßen, die der Zirkulation von Säften dienen, sind es besonders die Sexualorgane, die La Mettrie ausführlich beschreibt. Obwohl La Mettrie eigentlich den Mensch als Pflanze zum Thema hat, gilt sein Interesse jedoch vor allem einer anthropomorphen Darstellung der Pflanze. Mit dieser anthropomorphen Übertragung bewegt er sich innerhalb des zeitgenössischen Begriffsinstrumentariums der Botanik, das, inspiriert von Carl von Linnés Klassifikation der Pflanzen nach Geschlechtsorganen, die zeitgenössische Vorstellung von der vegetabilen Geschlechtlichkeit formte.

Carl von Linnés Klassifikationssystem antwortet auf ein Problem der zeitgenössischen Systematisierung der Botanik. Aufgrund der ungemeinen Sammelwut im 18. Jahrhundert hatten sich die zu ordnenden Pflanzenarten derart vervielfacht, dass ein neues System erforderlich war, das Neuzugänge leicht integrieren konnte. Hierfür fand Linné eine einfache Regel, wonach Pflanzen je nach Anordnung ihrer Staubgefäße und Stempel systematisiert werden können und davon abgeleitet ihren zweiteiligen Pflanzennamen erhalten. Die Staubgefäße als männliche Organe der Pflanze geben dabei gleich einem Familiennamen den Gattungsnamen vor, die weiblichen Stempel gleich einem Vornamen den Artnamen.<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Julien Offray de La Mettrie: *L'homme plante / Der Mensch als Pflanze*, aus dem Französischen übers. von Gabriele Blaikner-Hohenwart und Hans Goebel, hg. von Maria Eder, Weimar 2008, S. 15 u. 19.

<sup>23</sup> Londa Schiebinger weist in ihrer Studie *Nature's Body* nach, inwieweit Linné die soziale Hierarchie der Geschlechterrollen auf das Leben der Pflanzen überträgt. Die männlichen Pflanzenorgane bestimmen über die Zugehörigkeit zu einer Gattung, während die weiblichen über die Art entscheiden. Somit ordnet sich das weibliche Geschlecht der männlichen Dominanz unter. Londa Schiebinger: *Nature's Body. Gender in the Making of modern Science*, Boston 1993, hier bes. S. 11–37. Dass dieser Transfer sozialer Ordnungsmodelle auf die Natur nicht eine Eigenart Linnés ist, zeigt Evelyn Fox-Keller anhand verschiedener Metaphern innerhalb der Biologie. Diese Metaphern, so Fox-Keller, sind in unterschiedlichem Maße wissenschaftlich produktiv. Sie versuchen die Erklärungsreichweite des zu untersuchenden Gegenstandes mittels der Übertragung aus einem anderen Bereich zu erweitern, unterliegen aber auch den Grenzen, die dieser Gegenstand vorgibt. Evelyn Fox-Keller: *Refiguring Life. Metaphors of Twentieth-Century Biology*, New York 1996.

Carl von Linnés Argumentation nutzt dabei wiederum die Regel der Analogie zwischen Menschen und Pflanzen, weshalb er aus seiner Beobachtung »wo immer ein Männchen benötigt würde, um ein Ei zu befruchten«, folgern kann, dass auch Pflanzen über dergleichen Fortpflanzungsorgane verfügen müssten.<sup>24</sup> Da es aber keine Früchte ohne Blüte gäbe, müssten die Fortpflanzungsorgane folglich dort zu finden sein. Er analysierte Kelch (Calyx), Kronblätter (Petal), Staubblätter (Stamen), Sprossspitze (Apex), Stempel (Pistill) und Frucht (Fructus), die Bestandteile der Blüte sind, auf ihre Konstanz und stellt fest, dass Staubblätter, Stempel sowie Frucht immer vorhanden sind. Womit er Staubblätter als männliche Organe und Stempel als weibliche Organe anerkannte sowie die Frucht als ihr gemeinsames Produkt. Mittels mehrerer Experimente wies er nach, dass eine Befruchtung tatsächlich stattfindet, das »wie« jedoch im Verborgenen bliebe. Somit verblieb ihm in seiner Schrift *Praeludia sponsaliorum plantarum*, zu Deutsch *Über das Vorspiel zur Hochzeit der Pflanzen*, von 1729 nur die Möglichkeit einer ausschmückenden metaphorischen Umschreibung für das sinnlich Unzugängliche:

Die Blütenblätter tragen nichts zur Zeugung bei, sondern dienen nur als Brautbett, das der große Schöpfer so großartig vorbereitet hat. Es ist geschmückt mit kostbaren Bettvorhängen und mit vielen süßen Düften parfümiert, damit Bräutigam und Braut ihre Hochzeit mit größter Festlichkeit begehen können. Wenn das Bett so vorbereitet ist, dann ist die Zeit für den Bräutigam gekommen seine geliebte Braut zu umarmen und sich ihr hinzugeben.<sup>25</sup>

Und auf ganz ähnliche Weise betrachtet Herder in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* von 1784 das Liebesleben der Pflanze nach menschlichen Gesetzmäßigkeiten:

Insonderheit, dünkt mich, demütiget es den Menschen, daß er mit den süßen Trieben, die er Liebe nennt und in die er soviel Willkür setzt, beinahe ebenso blind wie die Pflanze den Gesetzen der Natur dienet. Auch die Distel, sagt man, ist schön, wenn sie blühet; und die Blüte, wissen wir, ist bei den Pflanzen die Zeit der Liebe. Der Kelch ist das Bett, die Krone sein Vorhang, die andern Teile der Blume sind Werkzeuge der Fortpflanzung, die die Natur bei diesen unschuldigen Geschöpfen offen dargelegt und mit aller Pracht geschmückt hat. Den Blumenkelch der Liebe machte sie zu einem Salomonischen Brautbett, zu einem Kelch der Anmut auch für andre Geschöpfe. Warum tat sie dies alles und knüpfte auch bei Menschen ins Band der Liebe die schönsten Reize, die sich in ihrem Gürtel der Schönheit fanden? Ihr großer Zweck sollte erreicht werden, nicht der kleine Zweck des sinnlichen

<sup>24</sup> Carl von Linné: *Praeludia sponsaliorum plantarum*, zit. nach: James L. Larson: *Linnaeus and the Natural Method*, in: *Isis* 58/3 (1967), S. 305.

<sup>25</sup> Ebd., S. 310 (Übersetzung von mir, S.G.).

Geschöpfes allein, das sie so schön ausschmückte: dieser Zweck ist Fortpflanzung, Erhaltung der Geschlechter.<sup>26</sup>

Nicht zufällig benutzt Herder das gleiche metaphorische Vokabular in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, möchte er doch eine »philosophia anthropologica« begründen, die sich ganz eng an Linnés »philosophia botanica« anlehnt. Auch Herder möchte die »Arten der Menschen« klassifizieren können, je nach ihrem unterschiedlichen Lebensraum, in dem sie sich entfalten. Die wechselseitige, analogische Betrachtungsweise von philosophischer Botanik und Anthropologie ist Herder deshalb möglich, weil sich auch das menschliche Leben unter dem Aspekt des Vegetabilen betrachten lässt:

Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie wird Mensch und Tier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baums eine Mutterhülle fordert. Sein erstes Gebilde entwickelt sich Pflanzenartig im Mutterleibe; ja auch außer demselben ist unser Fiberngebäude in seinen ersten Sprossen und Kräften nicht fast der Sensitiva ähnlich? Unsere Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze; wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben.<sup>27</sup>

Anders als La Mettrie und Linné sucht Herder nicht so sehr im organisch-funktionalen Aufbau eine Analogie der Wesen, sondern in ihrem ähnlichen Lebens- und Fortpflanzungszyklus. Besonders Letzterer kommt bei den Pflanzen besonders deutlich zur Anschauung und findet auch im deutschen Ausdruck seine unmittelbare Wirkmächtigkeit. Auf die Fortpflanzung kommt es als Kennzeichen des Lebendigen an. In der Reproduktion findet die Natur ihre Bestimmung, »dieser Zweck ist Fortpflanzung, Erhaltung der Geschlechter.«<sup>28</sup>

Aus den angeführten Beispielen wird klar, dass anthropomorphe Übertragungen einerseits einer Kulturtechnik geschuldet sind, die tradierte Narrative aufgreifen und damit Grenzen von Poesie und Wissen unterwandern, andererseits jedoch ganz pragmatisch für wissenschaftliche Leerstellen genutzt werden, um der Wahrnehmung unzugängliche Aspekte mittels der Regel der Analogie dennoch zu veranschaulichen. Dabei wird deutlich, dass der Weg der Übertragung wiederum zum Ausgangspunkt der Übertragung zurückführt und sich derart ein Spiel der wechselseitigen Spiegelungen in-

<sup>26</sup> Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in: Ders., Werke, Bd. III/1, hg. von Wolfgang Pross, München 1989, S. 55.

<sup>27</sup> Ebd., S. 57.

<sup>28</sup> Ebd., S. 55.

szeniert. Hier lohnt es sich nochmals einen Blick auf Goethes angekündigtes Programm in seiner *Selbstanzeige* zu den *Wahlverwandtschaften* im *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 4. September 1809 zu werfen, die dieses spekulative Spiel pointiert zusammenfasst:

Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes näher heranzubringen, und so hat er auch wohl in einem sittlichen Falle eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen, um so mehr, als doch überall nur eine Natur ist.<sup>29</sup>

Im Roman soll die wissenschaftliche Methode der anthropomorphen Übertragung umgekehrt werden, insofern aus der »chemischen Gleichnisrede« eine Anwendung für den »sittlichen Fall« erfolgt, was bedeutet, dass eine Rückübertragung aus den Bereich der Chemie in den der sozialen und sittlichen Verhältnisse vorgenommen wird. Doch es bleibt nicht bei dieser einfachen Rückübersetzung, denn die Kühnheit der Metapher der ›Wahlverwandtschaft‹ wird in der Rückübertragung nur nochmals gesteigert. Schon allein das Moment der ›electio‹, der Wahl, im Naturkontext zu verorten, erscheint als kühn, indem es die naturgegebene Verwandtschaft chemischer Stoffe nach Art der freien Wahl von Personen fasst. Dieses Moment wird durch die Anwendung der ›attractio‹, der Verwandtschaft, auf soziale Verhältnisse noch gesteigert. Die Figur der ›Wahlverwandtschaft‹ wird dann als Modell genutzt, simultane Scheidungs- und Vereinigungsprozesse zwischen individuellen Charakteren zu erzählen. Zugleich wird die Frage, ob sich Naturlehre zum Instrument einer Erkundung des Zwischenmenschlichen-Gesellschaftlichen eignet, in einer dichterischen Fiktion als ›symbolische Verdichtung zur Darstellung gebracht.<sup>30</sup> Diese Potenzierung der »chemischen Gleichnisrede« lässt somit keine Klarheit entstehen, sondern verursacht eine unendliche Spiegelung von sozialen und natürlichen Verhältnissen. Gedeckt wird dieses Verfahren jedoch durch die »eine Natur«. So führt der Roman vor, was auch die wissenschaftlichen Diskurse der Zeit prägt: Entlang der Vorstellung der »einen Natur« werden wechselseitige Übertragungen von natürlichen und sozialen Gesetzhkeiten erprobt. Der

<sup>29</sup> Goethe: Anzeige im *Morgenblatt für gebildete Stände*, FA I, 8, S. 974.

<sup>30</sup> Der Sekretär Friedrich Wilhelm Riemer hält ein Gespräch mit Goethe nach den ersten Monaten der Arbeit am Roman folgendermaßen fest: »Er äußerte, seine Idee bei dem neuen Roman ›Die Wahlverwandtschaften‹ sei: soziale Verhältnisse und die Conflictte derselben symbolisch gefasst darzustellen.« Friedrich Wilhelm Riemer: Tagebuch, Karlsbad 28.8.1808, FA I, 8, S. 978.

chemische Diskurs geht dabei der Frage nach den grundsätzlichen Gesetzmäßigkeiten der »einen Natur« nach, die sich in einer gegenseitigen Anziehung und Abstoßung von Elementen äußern und als grundsätzliche Kräfte angenommen wurden.<sup>31</sup> Und der biologische Diskurs stellt zudem die Frage nach dem Produkt der affinen Kräfte, so dass die Reproduktivität im ausgehenden 18. Jahrhundert neben dem Metabolismus und der Selbstbewegung zum zentralen Kennzeichen des Lebendigen avanciert. Somit gilt es im Folgenden einen »Erotomorphismus« zu untersuchen, der nicht nur das Begehren als Attraktion im Blick hat, sondern auch eine formgebende Funktion, die ihn als Gesetzmäßigkeit des Lebendigen auszeichnet.

### III. Formen des Lebendigen

Bei erstmaligem Lesen scheint zunächst im Ausgang des »doppelten Ehebruchs«, in der Zeugung des Kindes Otto, eine Hauptfrage nach Goethes Formverfahren des Lebendigen zu liegen. Denn für Goethe bringt sich in der »Zeugung« das Leben als Form selbst zum Ausdruck. Seine Notizen während der Italienischen Reise, die durch Karl Philipp Moritz angeregt wurden, geben an dieser Stelle eine Erklärung:

Diese Kraft ist diejenige welche alle lebendigen Körper mit einander gemein haben, da sonst ihre Art zu sein verschieden ist. Die Ausübung dieser Kraft nennen wir das Hervorbringen. Wenn wir an dieser Ausübung zwei Momente unterscheiden können nennen wir den ersten das Zeugen, den zweiten das Gebären. [...] Vom Zeugen und Gebären zum Zeugen und Gebären vollendet die Natur den Kreislauf des Lebens [...].<sup>32</sup>

»Zeugung« stellt demnach einen Sonderfall der »Hervorbringung« dar, das als Gemeinsames aller lebendiger Körper gilt. Der Name des Kindes,

---

<sup>31</sup> Die Annahme von grundlegenden Kräften in der Natur fand in der romantischen Naturphilosophie eine breite Resonanz, da es im Gegensatz zur Aufklärung darum ging, zentrale Axiome für die Begründung einer einheitlichen Natur aufzustellen und diese durch theoretische Begründungsverfahren zu sichern. Die wirkenden Grundkräfte innerhalb der Natur wurden dabei auf den elementaren Antagonismus von Attraktion und Repulsion reduziert. Vgl. dazu Wolfgang Bonsiepen: *Die Begründung einer Naturphilosophie bei Kant, Schelling, Fries und Hegel*, Frankfurt a.M. 1997; Karen Gloy/Paul Burger (Hg.): *Die Naturphilosophie im Deutschen Idealismus*, Stuttgart/Bad Cannstatt 1993.

<sup>32</sup> Goethe: *Notizen aus Italien*, FA I, 24, S. 77.

der, wie Heinz Schlaffer schon dargelegt hat,<sup>33</sup> bereits auf das gemeinsame Verhältnis aller beteiligten verweist – schließlich tragen alle Personen den Namen ›Otto‹ in direkter und indirekter Form –, könnte demnach im biologischen Sinne als Gattungsbegriff gelten. Und auch in phänomenaler Hinsicht verweist das Kind Otto auf alle vier Protagonisten. Otto wäre demnach als Gezeugtes eine gemeinsame ›Grundform‹, die allen zukommt und diese gleichzeitig übertrifft, indem er individueller Fall und allgemeines Gesetz zugleich ist. Oder anders ausgedrückt: Als übers Kreuz gesprungener ›Bastard‹ repräsentiert er nicht nur die leibliche Verbindung von Eduard und Charlotte, sondern auch die geistige von Hauptmann und Ottilie, deren Verbindung sich wiederum phänomenal in seinem Aussehen zeigt. Jedoch ertrinkt dieses Kind in der Aufsicht Ottilies bei einer Seeüberquerung. Seine Zeugung, die die sexuellen Affinitäten bestätigen und eine fruchtbringende, lebendige Fortpflanzung garantieren sollte, stellt sich als eminente Trennung und Auflösung heraus.

Es lässt sich nun die Frage stellen, ob an einer anderen Stelle des Romans das Prinzip des Lebendigen seinen Niederschlag findet. Hierfür sei nochmals den biologischen Gleichnissen nachzuspüren, die besonders im Diskursfeld der Botanik zum Ausdruck kommen. Vor allem die Figur Ottiliens scheint am prominentesten als pflanzenhaftes Wesen geschildert. Schon relativ früh erfährt der Leser, dass Ottiliens Geburtstag ausgerechnet auf den Tag fällt, an dem Eduard seine Bäume gepflanzt hat, wodurch ihre Geburt bereits mit dem vegetabilen Leben in Verbindung gebracht wird. Auch der Gehilfe der Pension, in der Ottilie erzogen wird, beschreibt seine Schülerin als eine der »verschlossene[n] Früchte«, »die erst die rechten kernhaften sind, und die sich früher oder später zu einem schönen Leben entwickeln.«<sup>34</sup> Ottilie tritt gleich dem Kern einer Frucht in den Roman ein und wird darin ihre Entwicklung gemäß den Gesetzen der Metamorphose der Pflanze durchmachen, die Goethe in seinem *Versuch die Metamorphosen der Pflanze zu erklären* von 1790 publiziert hat.<sup>35</sup> Goethe stellt in Bezug auf das Pflanzenleben fest: »Da wir die Stufenfolge des Pflanzen-Wachstums zu beobachten uns vorgenommen haben, so richten wir unsere Aufmerksamkeit sogleich in dem Augenblicke auf die Pflanze, da sie sich aus dem Samenkorn

<sup>33</sup> Vgl. Heinz Schlaffer: Namen und Buchstaben in Goethes ›Wahlverwandtschaft‹, in: Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur, hg. von Norbert Bolz, 1981, S. 211–230.

<sup>34</sup> Goethe: Wahlverwandtschaften (wie Anm. 8), S. 294.

<sup>35</sup> Vgl. zu dieser Verwandlung Ottiliens gemäß den vegetabilen Zyklen Cornelia Zumbusch: Die Metamorphose der Ottilie (wie Anm. 9).

entwickelt.«<sup>36</sup> Und wie die Metamorphose der Pflanzen, so lange sie regelmäßig ist, »aus dem Samenkorne zur Befruchtung unaufhaltsam vorwärts schreitet«,<sup>37</sup> so sieht der Gehilfe auch Otilie »immer gleichen Schrittes gehen, langsam, langsam vorwärts, nie zurück.«<sup>38</sup> Otilie durchläuft ganz nach Goethes botanischen Beobachtungen eine regelmäßig fortschreitende Metamorphose, wonach auch ihre Nahrungsverweigerung am Ende innerhalb einer zyklische botanische Entwicklung zu lesen ist. Goethe beschreibt im *Versuch die Metamorphosen der Pflanze zu erklären*, dass eine Nahrungsverweigerung als Katalysator beim Wachstum der Pflanzen zu deuten sei: »Man hat bemerkt, daß häufige Nahrung den Blütenstand einer Pflanze verhindere, mäßige ja kärgliche Nahrung ihn beschleunige.«<sup>39</sup> Am Ende des Romans vollzieht auch Otilie eine derartige Transformation, indem sie ihr Brautkleid anlegt. So wie auch Linné und Herder ihre Blumen als Bräute im Blütenstand zeigen. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die letzte Szene der *Wahlverwandtschaften* trotz aller Ironie nochmals neu überdenken: Otilie und Eduard liegen Seite an Seite in der Gruft und warten auf ihr gemeinsames dereinstiges Erwachen. Bereits im Tagebuch Otiliens wird zuvor eine semantische Verbindung zwischen Naturalienkabinett und Grabkammer gezogen, weshalb nun das Brautpaar Eduard und Otilie, ganz ähnlich den Pflanzenhochzeiten von Linné und Herder, nicht in ihrem gemeinsamen Tod, sondern im Brautbett zu sehen ist und nach der »geistigen Anastomose« wieder gemeinsam erwacht. So verfolgt der Roman in einem vegetabilischen Gleichnis, wie die Pflanze »durch Umwandlung einer Gestalt in die andere, gleichsam auf einer geistigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geschlechter, hinaufsteigt.«<sup>40</sup> Anhand von Otilie werden die »Umwandlungen einer Gestalt« gleich den Pflanzen in der Elegie *Die Metamorphose der Pflanzen*, die sich in wechselnden Gestalten zeigen,<sup>41</sup> zur Darstellung gebracht und veranschaulichen auf diese Weise Goethes morphologisches Prinzip. Für Goethe ist demnach die Gestalt nicht statisch, weshalb Eva Geulen eine generelle Transformation des Formbegriffs in Goethes Morphologie feststellt: So löst sich dort die Form bereits

<sup>36</sup> Goethe: *Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären* (wie Anm. 21), S. 112.

<sup>37</sup> Ebd., S. 110.

<sup>38</sup> Goethe: *Wahlverwandtschaften* (wie Anm. 8), S. 294.

<sup>39</sup> Goethe: *Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären* (wie Anm. 21), S. 118f.

<sup>40</sup> Ebd., S. 110.

<sup>41</sup> Vgl. Goethe: *Zur Metamorphose der Pflanzen*, FA I, 24, S. 407–425, hier S. 420–423.

aus dem Verbund, den sie mit der Substanz lange hatte.<sup>42</sup> Diese Umstellung der Form wird in Goethes Morphologie notwendig, denn »Formlehre ist Verwandlungslehre.«<sup>43</sup> Und dies muss sie sein, weil ihr Gegenstand, das bewegliche Leben, stets in Veränderung begriffen ist. Dabei hat sich gezeigt, dass ein »Erotomorphismus« gemäß dem Herder'schen Gesetz, wonach der Mensch »mit den süßen Trieben, die er Liebe nennt [...] beinahe ebenso blind wie die Pflanze den Gesetzen der Natur dient«, unaufhaltsam in der Natur wirkt und deren Formenverwandlungen bewirkt. Dass sich der Höhepunkt der Formverwandlung, die »Fortpflanzung durch zwei Geschlechter«, bei Goethe nur als desexualisierte Anastomose zeigt, kann einerseits Goethes botanischem Modell zugerechnet,<sup>44</sup> aber andererseits als folgerichtiger Schluss im Hinblick auf die Frage nach einer Darstellung von Lebendigkeit gesehen werden. Indem am Ende Otilie als Engelsbild am Deckengewölbe der Grabkapelle ihre letzte Umwandlung von Natur in Kunst erfährt, überschreitet sie letztlich die Gesetzmäßigkeiten des Vegetabilen, wie auch das Pflanzenexponat die Pflanze nur um den Preis ihrer Lebendigkeit ausstellen kann. Zwar sucht der Naturforscher Goethe nach einer »naturgemäßen Methode«, die dem Leben und seinen Gesetzmäßigkeiten auf die Spur kommen möchte, ist sich jedoch als Dichter der mortifizierenden

<sup>42</sup> Vgl. Eva Geulen: Funktionen von Reihenbildung in Goethes Morphologie, in: *Experimentalanordnungen der Bildung. Exteriorität – Theatralität – Literarizität*, hg. von Bettine Menke, Thomas Glaser und Wilhelm Fink, Paderborn 2014, S. 209–222, hier S. 212. Auch David Wellbery ist in einem jüngst veröffentlichten Aufsatz dieser Transformation des Formbegriffs bei Goethe nachgegangen, deren Wirkung sich über das 18. Jahrhundert hinaus bis ins 20. Jahrhundert erstreckt. Wellbery schlägt hierfür eine sehr überzeugende historische Typologie von substantieller (Vormoderne), endogener (Goethe und das 18. Jahrhundert) und konstruktiver Form (Saussure, die Gestalttheoretiker und Luhmann) vor. An dieses von Wellbery vorgeschlagene »endogene Formkonzept«, das Form als Prozess des Sich-Herausbildens von Varianz und Invarianz begreift, möchte auch der vorliegende Aufsatz anknüpfen. David Wellbery: Form und Idee. Skizze eines Begriffsfeldes um 1800, in: *Morphologie und Moderne. Goethes »anschauliches Denken« in den Geistes- und Kulturwissenschaften seit 1800*, hg. von Jonas Maatsch, Berlin 2014, S. 17–42.

<sup>43</sup> Goethe: *Schriften zur Morphologie*, FA I, 24, S. 349.

<sup>44</sup> Nach Goethe findet der Zyklus der Metamorphose gleich dem Linné'schen Schema ihren vorläufigen Endpunkt in einer Vereinigung der Geschlechter. Im Gegensatz zu Linné ist jedoch Goethes Darstellung komplett desexualisiert, es geht ihm um eine »Fortpflanzung der Geschlechter«, die auf einer »Verfeinerung« und »Vergeistung« beruhe, weshalb es auch bei einer »geistigen Anastomose« verbleiben muss. Vgl. dazu Igor J. Polianski: *Die Kunst, die Natur vorzustellen. Die Ästhetisierung der Pflanzenkunde um 1800*, Jena/Köln 2004, S. 185ff.; Michael Bies: *Im Grunde ein Bild. Die Darstellung der Naturforschung bei Kant, Goethe und Alexander von Humboldt*, Göttingen 2012, S. 148ff.

Wirkung künstlerischer Tätigkeit bewusst, die in der Darstellung das Leben in den Tod überführt.<sup>45</sup>

---

<sup>45</sup> Zu einer Poesie der Mortifikation vgl. Claudia Öhlschläger: »Kunstgriffe« oder Poiesis der Mortifikation. Zur Aporie des »erfüllten« Augenblicks in Goethes *Wahlverwandtschaften*, in: Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes »Wahlverwandtschaften«, hg. von Gabriele Brandstetter, Freiburg i.Br. 2003, S. 187–203.

